

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

89 (16.4.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 16

Zum 100. Geburtstag Wilhelm Buschs

am 15. April 1932

Von Bruno Goetz (G.D.S.)

„Wie Andre, ohne viel zu fragen, ob man sie hier auf Erden braucht, so bin auch ich zu Lust und Plagen im Strom der Dinge aufgetaucht. Geduld! Nach wenigen Minuten versink ich wieder in die Fluten.“
(Wilhelm Busch)

Schaut man genauer auf die Verse von Wilhelm Busch hin, so vernimmt man in ihren mitschwingenden Unter- tonen eine Weise, die als paraphrasierende Seitenstimme die dunkle Melodie der schopenhauerischen Weisheit umspielt. Wilhelm Busch ist der „Lustige Rat“ Arthur Schopenhauers.

Ich war acht Jahre alt, als ich den „Hans Gudebein“ und „Max und Moritz“ las, und erinnere mich noch gut meines Erschreckens. Denn ich war mit den Grimmschen Märchen aufgewachsen und lebte ganz in ihrem mythischen Bannkreis. Aus den Büchern von Busch erfuhr ich zum ersten Male mit vollem Bewußtsein von einer anderen Welt. In dieser anderen Welt waren alle Dinge grau und häßlich und alle Menschen waren einander feind. Zwar trieben auch in den Märchen böse und tödliche Mächte ihr Spiel; es standen ihnen aber edle und hilfreiche Wesen entgegen, die mit ihnen kämpften und sie niederrangen. In der neuen Welt dagegen, die ich durch Busch kennen lernte, griffen diese Wesen nicht in das Geschehen ein, es war, als seien sie gar nicht vorhanden, als gäbe es nichts als Bosheit, Niedertracht und Schadenfreude. Selbst die Tiere, die mir in meiner kindlichen Phantasie immer wie Götter erschienen, waren hier dumm und gemein. Das bedeutete für mich die erste Entzauberung der Welt. Und die Entzauberung war so bestig, daß ich sie nicht ertrug und daß mein anfängliches Entsetzen in ein hemmungsloses Lachen umschlug. Dieses frühe Erlebnis ist für mich der Schlüssel zum Verständnis Wilhelm Buschs geworden.

Schopenhauer sagt einmal, Dantes Hölle sei nicht die Vision eines Jenseits, sondern ein getreues Abbild des Diesseits. Busch hat die diesseitige Hölle im Hohlspiegel seines Humors aufgefangen. Denn wie sieht die Welt aus, die einem aus seinen Werken entgegentritt, wenn wir von der Kunst der humoristischen Darstellung absehen? Die ganze Grausamkeit, Engstirnigkeit, Hartnäckigkeit, Grob- spürigkeit, Verlogenheit und Maßlosigkeit von rettungslos in ihr sich eingesperrten Seelen feiert einen gespenstisch- behaglichen Karneval. In kleinen und kleinsten Verhält- nissen spiegeln sich die großen, in Kinderuntaten das scheinvernünftige Treiben der Erwachsenen, in Schildbürger- streitigkeiten die Politik der Staaten, in der Aufgeblasen- heit dürrichterigen Christens die Armseligkeit hoher Her- ren und Würdenträger. Es gibt keine Helden, keine über- ragenden Menschen, keine großen Herzen, es gibt nur selbstgerechte Mucker, dumme Tröpfe und böshafte Nar- ren. Es gibt keinen Mause, es gibt nur Betrunkene. Es gibt keine schwärmerische Erhebung der Seelen, es gibt nur großsprecherische Phrasenhaftigkeit, hinter der sich die niedrigsten Interessen verbergen.

Wie bei Dante werden die Menschen hier tausendfach gequält und gepeinigt, durch Grauen und Entsetzen ge- schleift, sinnlos gefoltert und gemartert, verbrannt, zu

Eis gefroren, zu Brei zerwalzt. Nur daß keine Teufel ihnen das antun, sondern daß sie selber einander zu Teu- feln werden. Die einen leiden, die andern haben ihr Ver- gnügen daran. Und all das spielt sich nicht in heroischer Umgebung, in Kriegen, Revolutionen und Katastrophen unter leidenschaftlichen und ungewöhnlichen Menschen ab, sondern im friedlichen Lebensumkreis eines idyllischen Kleinbürgertums. Es ist, als hörte man als begleitenden Kommentar dazu die Stimme des Goetheschen Mephisto:

„Der kleine Gott der Welt bleibt stets vom gleichen Schlag und ist so wunderbar, als wie am ersten Tag. Ein wenig besser könnt er leben, hättest Du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben; er nennt Vernunft und braucht allein, nur tierischer als jedes Tier zu sein. Er scheint mir, mit Verlaub von Euer Gnaden, wie eine der langbeinigen Fledern, die immer fliegt und fliegend springt und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt.“

Mit einem Wort: die Wirklichkeit ist hier die Wirklich- keit eines individualistisch zerfallenen, götterlosen Ge- schlechts, ist die Wirklichkeit einer entzauberten, nicht mehr metaphysisch geborgenen und durchglühten Welt, ist die Wirklichkeit eines grenzenlos ernüchterten, ungeistig gewordenen Zeitalters.

Und darin liegt, immer noch abgesehen vom Künst- leriischen, die symptomatische Bedeutung der Werke Buschs. Man übersehe das Kleinbürgertreiben, wie er es uns vorganzelt, in die Sphäre des heutigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Treibens — und das Bild behält seine symbolische Gültigkeit.

Welch ein Abgrund trennt das alles vom seelischen Le- bensraum der beiden anderen großen Humoristen Jean Paul und Christian Morgenstern! Bei Jean Paul ist das humoristisch dargestellte Gewese der Querköpfe, Tröpfe und Narren in einem üppig blühenden Jrr- und Zaubergarten hineingestellt; der Hintergrund seiner Spässe ist das Zaubereich großer, schwärmerischer Her- zen. Bei Morgenstern wiederum löst sich die Wirklichkeit, grotesk sich überpurzelnd, ins Kosmische auf; der Hinter- grund seiner Spässe ist das metaphysische Bereich des schöpferischen Sprachgeistes. Der Hintergrund der Spässe Wilhelm Buschs ist eine entgötterte Leere. Seine Ge- stalten führen am Rande des Nichts ihren Tanz auf.

Wodurch gelingt es ihm nun, uns diese Hölle als to- misch erscheinen zu lassen? Einmal dadurch, daß das falsche Pathos, auf eine erbärmliche Welt übertragen, sich selbst demaskiert und wie eine Seifenblase platzt. Zum zweiten dadurch, daß die grausigsten Geschehnisse derart gehäuft werden, daß sie in dieser Häufung den Wirklich- keitscharakter verlieren und etwas von einem skurrilen Alptraum erhalten, so als träumten wir mit dem befrei- enden Bewußtsein, daß es nur ein Traum sei.

Zum dritten dadurch, daß diese Geschehnisse, die auf der einen Seite mit knappsten Andeutungen geschildert werden, auf der anderen Seite wie mit der Zeitlupe aufge- nommen erscheinen, so daß alle sachlichen Nebendinge, die mit der Art der Vorgänge lächerlich kontrastieren, dank dieser Überbetonung eine komische Gewichtigkeit erhal- ten. Zum vierten dadurch, daß auch das Ungeheuerlichste in einem Tone vorgetragen wird, als handle es sich um eine alltägliche Bagatelle.

Nimmt man noch hinzu, daß als besonderer Reiz über dem Ganzen ein flüchtiger Hauch von vorgetäuschter Wie- derkeit, Schalkhaftigkeit und Harmlosigkeit liegt, so hat man die Hauptingredienzien beisammen, aus denen Busch seinen pridelnd-bitteren Trank mischt. Wie er das

freilich tut, ist sein Geheimnis. Der Vorgang des Rei- fens und Wachsens eines künstlerischen Gebildes ist un- enträtselbar. Es ist das Geheimnis der Meisterschaft, das nur von denen erlebt werden kann, die selber zu den Meistern gehören, über das sich aber nichts aussagen läßt. Zerlegen lassen sich zum Behufe eines tieferen Ver- ständnisses einzig die stofflichen und psychologischen Grundbestandteile eines Gebildes. Unser flüchtiger und noch ganz unzureichender Versuch einer solchen Analyse gibt uns eine Ahnung davon, wie vielfältig und viel- wendig die seelische Struktur der so einfach und harmlos sich gebenden Bildgeschichten Buschs ist, aus welchen ver- borgenen Gegensätzlichkeiten und Spannungen sie sich aufbauen, wie beziehungsreich maskiert jedes einzelne Element auftritt, wie doppeldeutig, hintergründig und schillernd alles ineinander und durcheinander spielt.

Mephisto in der Bürgermaske also alles in allem? Nein. Denn auch dieser Mephisto ist nur eine Maske. Vergessen wir nicht, daß die diesseitige Hölle Buschs sich im Elemente des Humors selbst aufhebt und daß jenes Nichts, vor dem sich seine menschliche Komödie abspielt, nicht als Nichts im wortwörtlichen Sinne zu verstehen ist, sondern daß es mit seinem eigentlichen Namen Nirwana heißt. Doch darüber in diesem Rahmen mehr zu sagen, verbietet sich von selbst.

Das wichtigste Laboratorium der Erde: die Pflanze

Von Dr. W. Richter

Auf der letzten Chemikertagung in Wien hielt der Nobelpreisträger, Professor Hans Fischer, einen Vortrag über seine neuesten Arbeiten. Der Gegenstand, von dem er in erster Linie sprach, scheint für den Laien nicht be- sonders interessant zu sein. Professor Fischer beschäftigt sich nämlich mit gewissen Farbstoffen, speziell dem Blau- farbstoff und dem sog. Chlorophyll. Chlorophyll? Wir erinnern uns, einmal in der Schule etwas von diesem Stoff gehört zu haben — er ist in allen grünen Pflan- zenteilen vorhanden und verleiht ihnen ihre Farbe. Nun interessieren uns normalerweise an Pflanzen die bunten Blüten mehr als das simple Grün der Blätter; und doch ist gerade dieser unscheinbare Farbstoff eine der wichti- gen Substanzen, die es überhaupt auf der Erde gibt und ohne sie wären alle Tiere und Menschen längst ver- schunden — sie wären verhungert oder erstickt! Auf die schönen bunten Blumen könnten wir zur Not verzichten, niemals aber auf die grünen Blätter der Pflanzen, die ein Laboratorium darstellen, in dem für den gesamten Lebensprozeß unumgänglich nötige Arbeiten geleistet werden. Auch unsere besten Chemiker können sie nicht nachmachen, ja wir wissen vorläufig noch nicht einmal genau, wie diese Arbeit eigentlich im einzelnen geschieht. Nur ihr Ergebnis kennen wir und das ist wichtig ge- nug: das Laboratorium der Pflanze stellt aus den über- all vorhandenen „Rohstoffen“ Luft und Wasser die Hauptnahrungsmittel für Tiere und Menschen her und außerdem liefert es sozusagen als Nebenprodukte den Sauerstoff, ohne den wir nicht leben können.

Der wichtigste Rohstoff, den die Pflanze braucht, ist ein Bestandteil der Luft, das Kohlendioxyd — es ist das gleiche Gas, das jeder in der Seltenerwasserflasche, in Sekt usw. schon beobachtet hat. Dieses Kohlendioxyd also

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Entdeckung unsterblicher Bakterien

Der amerikanische Geologe Prof. Lipmann hat in den ältesten Gesteinsschichten der Erde bakterienartige Lebewesen gefunden, die seit Jahrmillionen vollständig von der atmosphärischen Luft abgeschlossen waren, und die jetzt im Laboratorium aus ihrem wahrhaft reichlich lan- gen Schneewittchen-Schlaf aufgeweckt werden konnten. Nach den amerikanischen Berichten sei mit aller Beinlich- keit dafür Sorge getragen, daß sich nicht etwa auf dem Transport der Gesteine nach der Untersuchungsstelle Bak- terien ansiedeln und so eine Täuschung hervorrufen konn- ten. Ähnliche Beobachtungen sind auch in den Steinkoh- len des Ruhrgebietes gemacht worden. Auch hier sollen in tausend Meter tiefen Flözen lebensfähige Bakterien- keime entdeckt worden sein. Diese Bakterien würden da- mit tatsächlich jene unsterblichen Organismen sein, von denen es in der Wissenschaft von Zeit zu Zeit immer wieder spukt. Und hier hätten wir sogar Bakterien aus der Urzeit des pflanzlichen und tierischen Lebens auf der Erde vor uns, die sich lebend bis in die Gegenwart hin- über retteten. Denn die Gesteinsschichten, die jene Lebewesen enthielten, ordnen wir der Periode der Erdent- wicklung zu, in der das Leben auf unserer Erde über- haupt erst entstand. Wir könnten daher sagen: hier sind Lebewesen die bei der Schöpfung mit dabei waren. Na-

türlich ist es notwendig, die Lipmannschen Forschungen nachzuprüfen. Insbesondere erhebt sich die Frage, ob Bakterien nicht allmählich in das poröse Gestein hinein- gewachsen sind, zumal wir Algen kennen, die sich sogar in ganz solide Mineralmassen nach und nach einbohren. Ein jahrelanger Starreschlaf, den manche Tiere und Pflanzen in einem halbtoten Zustand, herbringen, ist al- lerdings nachgewiesen. Die seltsamen, plumpen Bären- tierchen, die auf Baumrinden, Felsen und Dächern ha- sen, schrumpfen zum Beispiel bei Austrocknung zu einem formlosen Staubförmchen zusammen und können so einen über 10 Jahre langen Trockenschlaf halten, während des- sen Dauer das Leben allerdings nicht ganz stillsteht, son- dern Atmung und die andern Lebensvorgänge nur eine unendliche Verlangsamung erfahren. In diesem Zustand können sie Temperaturen von 200 Grad Kälte über- stehen! Auch im luftleeren Raum bleiben sie bis acht Mo- nate „am Leben“, erleiden aber bei längerer Dauer die- ser Radikalur doch den Tod. Ebenso sind die Pflanzen- samen nicht unbegrenzt haltbar. Seit der Mitte des ver- gangenen Jahrhunderts taucht immer wieder das Mär- chen des Mumienweizens der ägyptischen Königsgräber auf. Dieser 3000 Jahre alte Weizen sollte noch keimfähig sein. Es ist aber nachgewiesen, daß Graf Kaspar Stern- berg, der 1834 erstmalig von diesem Wunderweizen be- richtete, und alle seine vielen Nachfolger von gefälsch- ten Mumienweizen vor ein Schwindel. Wie steht es nun aber mit dem Refordislaß der amerikanischen Bakterien

des Kambriums? Jene millionenlange Lebensfähigkeit steht zunächst im Widerspruch zu sämtlichen Erfahrungen, die wir bis jetzt über Leben, Alter und Tod gemacht haben. Das ist kein Gegenbeweis, aber es ist zum min- desten geboten, jenen sensationellen Forschungsberichten ein Fragezeichen anzufügen.

Schutz der Riesenschlange

Es gibt wohl wenig Menschen, denen eine Schlange und noch dazu eine Riesenschlange ein sympatisches Ge- schöpf ist. Auch in Südafrika dürfte es in dieser Hinsicht nicht anders sein. Und doch ist dort in letzter Zeit eine Bewegung entstanden, die den Schutz der Riesenschlangen fordert. Um dieses Ziel zu erreichen, verlangen die sich für den Schlangenschutz einsetzenden Kreise ein gänzliches Verbot der Ausfuhr von Schlangenhäuten oder wenig- stens eine zahlenmäßige Beschränkung der Ausfuhr. Da- mit hoffen sie, der Erlegung von Schlangen einen Nie- gel vorzuschieben. Es wird behauptet, daß durch die Aus- rottung der Riesenschlangen die Zuckerindustrie schwer geschädigt werde. Die Schlangen sind zwar keine Zucker- konsumenten, aber sie stellen den Nagetieren nach, unter denen vornehmlich die Zuckerrohrplantagen zu leiden haben. Würden nun die Riesenschlangen gänzlich vernich- tet, so verlieren damit die Plantagen ihren ihnen von Na- tur gegebenen Schutz. Unter den heutigen Verhältnissen ist sicher damit zu rechnen, daß in Südafrika in abseh- barer Zeit ein Verbot für die Ausfuhr von Schlangen- häuten erlassen wird.

nimmt die Pflanze durch seine Öffnungen des Blattes auf und verarbeitet es in den chlorophyllhaltigen Zellen — die also das eigentliche Laboratorium darstellen — weiter. Ein paar Beispiele mögen uns eine Vorstellung von den ungeheuren Ausmaßen dieses Prozesses — man nennt ihn die Assimilation des Kohlendioxyds — verschaffen. Man hat berechnet, daß ein Quadratmeter Blattfläche der Sonnenblume unter günstigen Umständen pro Tag etwa 25 Gramm Stärke liefert; nimmt man diese Zahl als Grundlage, so kommen wir für die „Nahrungsproduktion“ etwa einer Wiese oder eines Waldes zu ganz gewaltigen Ziffern. Dementsprechend ist aber auch der „Kohlenstoffbedarf“, d. h. der Verbrauch an Kohlenstoff. Nehmen wir als Beispiel etwa einen Baum von 100 Zentnern Gewicht. Hieron entfallen rund die Hälfte auf den Kohlenstoff, den die Pflanze der Kohlenstoff der Luft entnehmen muß. Um diese 50 Zentner Kohlenstoff anzusammeln, muß der Baum nicht weniger als 12 Millionen Kubikmeter Luft verarbeiten! (Kohlendioxyd ist nämlich nicht nur in sehr geringen Mengen in der Luft enthalten — es finden sich nur 3—3,5 Liter in 10 000 Litern der Luft.) Und die Gesamtmenge an Kohlendioxyd, die in den Pflanzen der Erde pro Jahr verarbeitet wird, schätzen die Gelehrten auf etwa 60 Millionen Tonnen! Das sind so gewaltige Mengen, daß der gesamte Vorrat der Luft an Kohlenstoff bald verbraucht sein würde, wenn nicht durch den Atmungsprozeß der Organismen, durch Verwesung, Verbrennung von Kohle usw. immer neue Mengen des Gases in die Atmosphäre gelangten.

Jetzt haben wir also eine Vorstellung davon, welcher gewaltigen Umfang die Arbeit besitzt, die in dem Laboratorium der Pflanze geleistet wird. Fragen wir uns nun einmal, was denn eigentlich in den Blättern der Pflanze mit dem Kohlendioxyd geschieht und wie es die Pflanze anstellt, aus diesem Gase so kompakte Nahrungstoffe, wie Stärke, Zucker usw. herzustellen. Der äußere Vorgang ist folgender: das Kohlendioxyd trifft in den Zellen der Pflanze zunächst auf das vom Boden her aufgenommene Wasser und bildet mit diesem zusammen die Kohlenhydrate. Soweit ist die Sache ganz einfach. Nunmehr aber beginnt jene wunderbare Synthese (Aufbau), die wir nur vorläufig noch nicht recht erklären können: die Blattgrünkörner bemächtigen sich sozusagen der Kohlenhydrate und formen sie auf eine vorläufig noch ziemlich rätselhafte Methode um. Wir können nur das erste Resultat dieses Prozesses feststellen: in den Chlorophyllzellen finden sich winzige Stärkekörner. Gleichzeitig — vielleicht sogar als erstes Produkt — bildet sich Traubenzucker. Weiterhin entstehen dann aus diesen beiden Stoffen zahlreiche andere: Rohrzucker, Malzzucker, Zellulose usw.

Wie wichtig dieser Vorgang für alles Leben ist, geht daraus hervor, daß von der Gesamtsubstanz einer grünen Pflanze mehr als 90 Proz. durch das Chlorophyll aufgebaut werden. „Aufgebaut“ im wahren Sinne des Wortes: aus einfacheren Stoffen werden kompliziertere geschaffen — das ist also der umgekehrte Vorgang, den wir in der Hauptsache in unserem Körper und dem der Tiere vor uns haben. Dort spielen Abbauprozesse die überwiegende Rolle — kompliziertere Stoffe werden in einfachere umgewandelt und dabei wird die Energie freigesetzt, die unsere Lebensmaschine sozusagen in Schwung hält. Die Pflanze hingegen speichert Energie auf — und stellt sie uns dann in Form der Nährstoffe zur Verfügung. Natürlich muß sie die Energie auch irgendwoher nehmen, ihre Kraftquelle aber ist billiger als die unseren: sie stammt von der Sonne. Das Licht also ist für die Lebensvorgänge fast aller Pflanzen unentbehrlich — nur mit seiner Hilfe kann das Chlorophyll arbeiten. Beht es, also z. B. während der Nacht, dann stellt das Laboratorium der Pflanze seine Arbeit ein.

Zum Schluß noch ein paar Worte über jene bereits erwähnte zweite Arbeit, die vom Blattgrün sozusagen nebenbei mit geleistet wird: die Lieferung von Sauerstoff. Wir sagten, daß die Tiere und Pflanzen ohne das Blattgrün nicht nur verhungern, sondern auch ersticken würden. Das wäre in der Tat der Fall, da ohne die ständige Neulieferung des Sauerstoffs durch die Pflan-

zen auf die Dauer alles Leben verschwinden würde. So aber halten sich der Verbrauch des lebensnotwendigen Gases durch Tiere und Menschen und seine „Herstellung“ durch die Pflanzen gerade soweit das Gleichgewicht, daß keinerlei merkbarer Veränderung des Sauerstoffgehalts der Luft eintritt. Bei Nacht allerdings liefern, wie wir sahen, die Pflanzen keinen Sauerstoff, ja sie verbrauchen durch ihre Atmung sogar etwas davon, allerdings nur in sehr geringem Maße. Man soll also keine Blattpflanzen ins Schlafzimmer stellen, da sie die Luft nicht verbessern, sondern sogar verschlechtern.)

Wir sagten eingangs, daß Professor Fischer über Chlorophyll und Blattfarbstoff arbeitet. Das ist kein Zufall, denn hier liegt ein Zusammenhang vor, dessen Erforschung zweifellos die Enttätigung eines der tiefsten Geheimnisse der Schöpfung bedeutet: die moderne Forschung hat nämlich festgestellt, daß der Blattfarbstoff und der für das Leben der Tiere und Menschen ebenso wichtige Blutfarbstoff, nahezu gleich sind! Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß in unserem Blut Eisen, im Chlorophyll aber Magnesium vorhanden ist. Somit aber ist der unendlich komplizierte innere Aufbau der beiden Stoffe fast derselbe. Die Pflanze braucht das Blattgrün, um aus der Kohlenstoff ihre Nährstoffe und Sauerstoff zu erzeugen — wir brauchen den Blutfarbstoff, um bei der Atmung den Sauerstoff chemisch nutzbar zu machen. Zwei für alles Leben grundlegende Stoffe also, die ganz verschiedene Funktionen erfüllen — und doch sind die sich so überraschend ähnlich! Das aber läßt darauf schließen, daß in den Urzeiten der Schöpfung, als das Leben zaghaft auf der Erde heimisch zu werden begann, irgendwam einmal Blattgrün und Blutfarbstoff in der gleichen Art von Urlebewesen entstanden sind ... in den geheimnisvollen Mynen alles dessen, was lebt!

Literarische Neuerscheinungen

Propyläen-Weltgeschichte, herausgegeben von Prof. Walter Goeß. Leipzig: Das Zeitalter des Absolutismus. (Preis: Salbweinen 34 M., Ganzleinen 38 M., Propyläen-Verlag, Berlin.) — Ein Buch der Könige ist der neue Band der Propyläen-Weltgeschichte „Das Zeitalter des Absolutismus“, der von 1660 bis 1789, also etwa vom Westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution reicht. Am Anfang steht in der Pose des purpurgeschmückten Kaisers Ludwig XIV. von Frankreich, das viel bewunderte Vorbild aller Könige, der dieses äußerlich so glanzvolle Jahrzehnt zu einem Zeitalter tiefster politischer Amoral prägte. Schon läßt sich die verhängnisvolle Rolle studieren, die das Geld in der Politik spielt. In tiefstem Zusammenhang mit dem Ehrgeiz, dem ganz großen Schwung der Epoche steht, daß Europa energisch über seine Grenzen hinausgreift und sich die Welt unterwirft. Aus den tastenden Entdeckungen der kolumbianischen Zeit werden die großen Kolonialreiche, die sich die Holländer, die Spanier, die Portugiesen, die Engländer und Franzosen errichten. Und am Ende der Könige, die es wirklich waren, erscheint Friedrich der Große. Auch der Eroberer Schlesiens ist absoluter Herrscher und versteht sich auf die Technik der Machterweiterung so gut wie Ludwig XIV., der Eroberer des Elsaß. Aber von einem neuen strengen Pflichtbegriff aus arbeitet er zugleich hingebungslos an der Wohlfahrt seiner Landesfinder, und in dieser Fürsorge trifft er sich mit seiner großen Widersacherin Maria Theresia. Noch unter diesen Herrschern selbst ist der Bürger Anbeter, und was auch für das Volk geschieht, es geschieht nichts durch das Volk. Und doch sah diese Zeit auch Großtaten bürgerlicher Gedankenarbeit und viele Kurpforträge des Geistes, wie Newton, Spinoza, Leibniz, Hume, Locke, Rousseau, Voltaire, Goethe, Schiller und Lessing, Johann Sebastian Bach, Mozart und Handel, die das Gesicht der Welt und ihrer Kultur schließlich nachdrücklicher und in edlerem Sinne verändert haben, als die endlosen Erfolgskriege rühmlicher Dynastien. So schließt der Band, der Beiträge der Professoren Walter Goeß, Flachhof, Schnabel, Wätjen, Walsel, Fischke und Salomon enthält, sinngemäß mit der Einberufung der französischen Generalstände am 1. Mai 1789, dem Schicksalstage der absoluten Monarchie, und dem Geburtsstage eines endlich auch politisch mündigen Bürgertums.

Getreu der Grundidee der Propyläen-Weltgeschichte, dem kulturellen, wirtschaftlichen und geistigen einen gleich bedeutenden Raum in der Schilderung vom Ablauf des Weltgeschehens einzuräumen, sind auch in dem wiederum aufs sorgfältigste ausgewählten und technisch vollendet wiedergegebenen Bildschmuck sämtlicher Lebensbezüge gleichmäßig berücksichtigt. Unter den Hunderten von Bildern finden wir faszinierende Familien eines sechzehnseitigen Briefes der Affolte von der Pfalz über das Leben am Hof des Sonnenkönigs, den handschriftlichen Entwurf der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, einen verzweifelten Brief Friedrich des Großen am Abend der Schlacht bei Mersdorf, die subtile Nachbildung einer bayerischen Notendruckerei — diese vier Beispiele zeugen mehr als Worte von der Vielseitigkeit dieses Zeitalters, in das die nun schon so oft gerühmte Eigenart der Propyläen-Weltgeschichte in ihrer Synthese von Wort und Bild einen wahrhaft lebensvollen Einblick gewährt.

Meyers Kleines Lexikon preisgekrönt. Die Deutsche Buchkunst-Stiftung in Leipzig, die alljährlich die 50 schönsten Bücher (nach Druck, Bild und Einband) aus der deutschen Gesamtproduktion auswählt, hat in diesem Jahre zum ersten Male ein allgemeines Nachschlagewerk mit preisgekrönt: Meyers Kleines Lexikon (8. Auflage), dessen 1. Band im Herbst vorigen Jahres erschien. Es ist ein erfreuliches Zeichen für den hohen Stand der deutschen Buchkultur, daß ein für den praktischen Gebrauch bestimmtes Werk wie der „Kleine Meyer“ sich auch in künstlerischer Beziehung so hervorragend erweist, daß ihm diese große Auszeichnung zuteil wird.

Hausfrauen-Lexikon. Von Elisabeth Neff und Margarete Riecher. Unter Mitwirkung des Reichsverbands Deutscher Hausfrauenvereine und unter Mitarbeit von Emma Kromer, Dr. Ellen Niemer, Dr. M. Silberhüh-Schulte, Dr. Gerhard Benziger, Dr. Gertraud Wendelmuth. (233 Seiten mit rund 2000 Stichwörtern. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Preis in Ganzleinen gebunden 4,20 M.). — Es ist ein stattlicher Band, den die Franckh'sche Verlagshandlung, die sich durch die Herausgabe des „Neuen Haushalts“, von Frau Dr. Emma Meyer, und der anderen Kosmos-Hausbücher schon so viele Verdienste um das Wohl der geplagten Hausfrau erworben hat, hier zu dem mäßigen Preis von nur 4,20 M. vorlegt. Rund 2000 Stichwörter sind darin ausführlich abgehandelt. Eine kleine Auswahl davon mag zeigen, wie verschiedene Gebiete darin berücksichtigt sind. Da findet man Stichwörter wie: Abmagerung, Kriegsgewinn, Chebot, Darmkatarrh, Einfrieren der Wasserleitung, Fleckmittel, Grubeherd, Handpflege, Impfen, Kalken, Einkauf, Maßgabe, Nähmaschinen, Ölfarben, anstreich, Pilze, Quiltschen der Türen, Koffeln, Seidenstrümpfe, Tabakgeruch, Umzug, Vergiftungen, Wetter, Zylinderhüte. Deshalb will und deshalb soll das Hausfrauen-Lexikon der geplagten Hausfrau helfen, und deshalb wünscht sich jede Frau dieses Buch. Der aufmerksame Gatte wird es ihr gern schenken. Es ist ein Buch, das neben dem Kochbuch und dem Wirtschaftsbuch seinen Platz finden sollte. Bekannte Wissenschaftler und führende Persönlichkeiten der praktischen Hausfrauenarbeit haben in gemeinsamer, mühevoller Arbeit dieses Buch geschaffen, das die Rettung aus tausend Frauennöten und - Sorgen bringt.

H. S. Douben: Christoph Columbus. Tragödie eines Unterdessers. (384 Seiten. In Halbleder gebunden 2,90 M. Volksverband der Bücherfreunde, Regener-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2.) — Eine der überaus feinen Kultur des Mittelalters, die in dem Spanien Ferdinands und Isabellas einen Höhepunkt erreicht hat, errichtet die Gestalt des großen Abenteurers, der die Sporen der alten Welt sprengt und mit den denkbar geringsten Hilfsmitteln, aber mit einem unerhörten Mut und Ausdauer eine neue Welt erobert, die der Geschichte der Menschheit eine völlig neue Wendung gibt. Wie er den Sinn seines Lebens findet, wie er zwanzig Jahre um Erreichung seines Zieles kämpft, wie er alles auf eine Karte setzt, wie sich Verdienst und Glück verketten und wie er schließlich von der übermenschlichen Größe seines Wertes vernichtet wird, dieses gemalte weltgeschichtliche Drama zieht hier in packenden Bildern am Auge des Lesers vorüber. Geschichtliche Forschung vereint sich mit einer Darstellung, die die Illusion eines Romans erweckt und den Leser von Anfang bis Ende in immer steigender Spannung erhält.

Männer und Mäste, 1. Band: Brünning. von Dr. Alphonse Rabel. 88 Seiten Text und 8 Seiten Abbildungen. Kartontier 1,50 M., Leinen 2,50 M. (M. Kitzler Verlag, Leipzig.) — Indem uns dieses Buch die Kenntnis von der geistigen Vergangenheit Brünnings vermittelt, bietet es uns den Schlüssel zu seinen Zukunftsplänen. So ist es ein Buch von großer Aktualität, ohne dessen Kenntnis man Brünning fortan nicht mehr wird beurteilen können. Es enthält zahlreiche Illustrationen, darunter einige, die bisher unbekannt waren.

Karlsruher Konzerte

Das Konzert fing nicht gerade erhehend an, dieser Abend, an dem der

Instrumentalverein

zunächst Beethoven ehren wollte. Sowohl die „Coriolan“-Overtüre wie die Wiedergabe der ersten Sinfonie C-Dur boten erstler Kritik manche Zugriffsflächen; es muß wieder einmal gesagt werden, daß solche bekannte Werke mit untauglichen Mitteln aufzuführen, doch nicht die Aufgabe eines Vereins sein kann, den genug andere und seinem technischen Vermögen zweckentsprechendere Möglichkeiten sich bieten. Auch das Publikum schien unter dem Eindruck des Gehörten gar nicht mehr so Beethoven-taunelig, wie man wohl erwartet hatte. Mit einem etwas absonderlichen „Händel-Konzertstück“, das die Überschrift „Nachhallen“-Arie trägt und die damit verbundene Fantastenvorstellung vor allem einer akkompagnierenden Soloflöte verdankt, erklimm der Abend schon eine nächsthöhere Stufe. Lotte Münch hieß die Sopranistin, die für das ammutige Werkchen lebhaft interessierte, wenn sie auch nicht restlos damit beglückte. Wir selbst glauben sie bei besserer stimmlicher Verfassung in der Erinnerung zu halten; auch später in einer Mozart-Arie (aus der „Entführung“) deckten sich nicht ganz die absolut zu stellenden Ansprüche und der tatsächlich gemommene Vortrag. Trotzdem war es berechtigt, daß die junge Sängerin herzliche Zustimmung von Seiten eines ziemlich stattlichen Auditoriums fand. Nach dem Vokal-Konzert (Es-Dur) geriet dieses freilich in noch weit größere Begeisterung. Es war aber auch wirklich reizvoll und überraschend, wie Gertrud Hermann-Weltenberger hier dominierte, deren Klavierpiel uns zwar stets als sehr reinlich im technischen und geistigen Bewußt war, dem wir jedoch solche äußerste Kontrastwirkungen kaum zutrauten. Mit der Seite

des Oberlegenen, mit der erstaunlichen Fähigkeit zur Übersicht und mit der in grandioser Steigerung zusammengefaßte Gestaltungskraft hielt übrigens auch das Orchester auffallend gut Schritt, so daß der Gesamterfolg unbestritten war und neben der blumendehnten Solistin dem Dirigenten Theodor Muz nicht minder stürmische Ovationen einbrachte.

Sorgfalt in der Auswahl der Werke allein verbürgt nicht immer den Erfolg, es muß damit eine ebenso sorgsame manuelle Vorbereitung Hand in Hand gehen. Das gehört nun einmal zur Legitimierung eines ernst strebenden Künstlers, und erst dadurch wächst er, mag er sonst schon sympathisch in Einzelheiten sein, über eine gewisse Kleinmütigkeit hinaus. Soweit ist aber der junge Cellist Fritz Dollmaier, der sich mit dem Forzgeheimer Pianisten Theodor Nöhmer zu einem

Sonaten-Abend

eingelassen hatte, noch lange nicht. Zwar musiziert er zuverlässig und geschmackvoll, doch fehlen seinem Spiel Leichtigkeit und Gewandtheit, und sein schlanker Ton, der in der ruhigen Kantilene recht angenehm klingt, büßt insbesondere in den höheren Lagen allmählich an Schönheit ein. Auch um die Kleinheit der Intonation läßt sich dann nicht immer zum Besten bestellt. Man merkt deutlich, es mangelt an soliden Fundament, wenn es weder bei Neger (G-Moll, op. 25) noch bei Fikner (op. 1) und Strauß (op. 6) zum letzten Ausgleich kommt, moan freilich auch diese drei Frühwerke selbst einige Schuld haben, insofern sie nicht immer einem farbigen und flanggefügten Celloton genügend Rechnung tragen. Es ist also kaum von einem wirklich gemächlichen Abend zu berichten, trotz einer im Ganzen recht lässlichen Partnerschaft am Klavier wenigstens, obwohl auch der Pianist mitunter einer Verschommenheit nachgab, deren letzter Grund wohl ebenfalls in einer grifftechnischen Unsicherheit zu suchen ist.

Werke von Arloffi und Dittersdorf, von Günter Raphael und Paul Juon würzten die Vortragsfolge in einem

Bratschen-Abend

bei dem der bekannte Bratschist und Lehrer an der badischen Musikhochschule, Georg Valentin Renger, mit starkem Einfühlungsvermögen von der gleichfalls dort tätigen Pianistin Dora Matthes betreut wurde. Durch seine historische und geographische Zweiteilung konnte das Konzert geschickt die Gefahr der Eintönigkeit, die gar gern im Gefolge eines nur einem Spezialinstrument gewidmeten Abends eintreten kann, und besonders dann, wenn dessen Bereich an sich erheblich begrenzt ist. Aber dieser ohrenfällige Nachteil kam, wie gesagt, kaum zum Bewußtsein, schon gar nicht bei den beiden allfälligen Stücken, welche die Konzertegeber an den Anfang ihres Programmes gesetzt hatten. Zwar ist Arloffs „Legione quarta“ eine noch wenig inspirierte Musik und eben mehr ein Übungsbispiel, dafür aber erreichte Dittersdorf einen sogar Mozart nicht unähnlichen Hochstand der Ausdruckskraft und Tiefe. Von den zwei Moditäten entpuppte sich das Berliner Komponisten Raphael, Es-Dur-Sonate (op. 18), aufsehener eine seiner allerletzten Arbeiten, als ein geistvoll unterhaltendes, obgleich mitunter (wie das Meiste jüngerer Herkunft) etwas kurzatmig geratenes Tonstück. Paul Juons, des soeben 60 Jahre Gewordenen, russische Nationalität verbindet sich vorab in dem übrigens sehr schön gespielten Langsamen Mittelteil seiner D-Dur-Sonate (op. 15) nicht über ein Brahmsches Einfließen, in den Augenblicken wirkt sich allerdings dieser Effektivismus negativ aus und macht beinahe einer unerschöpflichen Geschwätzigkeit Platz, die inhaltlich zudem als Wüst von vorgefertigen zu gelten hat. Die Meisterhaft der Natur indessen, und nur sie, entschied den äußeren Publikumerfolg, der zugleich die beiden Vortragenden ehrete. G. Sch.